

## *Prolog*

**M**anchen Städten – ich weiß es von Lissabon, von Tanger – nähert man sich am besten vom Meer aus. Florenz aber, sagte Sophia, müsse man zunächst aus der Luft entdecken: im Drachenflug über die Ziegeldächer und den Fluss gleiten. Ein Fluss wie ein Spiegel. Kein Boot, kein Fisch fürcht das Wasser. Eine Stadt, die streng sei, die nichts von den fiebrigen Träumen Tangers, nichts von der Melancholie Lissabons wisse. Ob ich mich erinnere, fragte sie eines Abends. Eine absurde Frage. Wann erinnerte ich mich nicht! An Lissabon. An Tanger. Ein Winterabend. Vor vier Jahren. Die Stadt feucht und klamm. Ein Empfang im deutschen Konsulat. Für unser Team, das in der neurologischen Klinik Ärzte fortzubilden hatte. Ich hatte sie im Foyer gesehen. Dunkles Haar, dunkler Teint, ich hatte sie für eine Einheimische gehalten. Später sprach sie über maghrebinische Kunst und die Kulturgeschichte Tangers. Eine tiefe, ein wenig heiser klingende Stimme. Ein schön geschwungener Mund. Meine Augen ließen die Rednerin nicht los, dieser leichte Schmerz in der Zwerchfellgegend, wenn sich unsere Blicke trafen. Noch während des Applauses am Ende des Vortrags machte ich mich auf, hielt auf das Rednerpult zu und fragte sie, und sie lächelte – ein wenig spöttisch, sagte zu, mir die Kunst und die Stadt zu zeigen. Vom Meer her müsse man sich Tanger nähern.

Schon am nächsten Abend fuhren wir hinaus, sie stand an der Reling, die Gischt spritzte, und der Regen fiel in bleistiftdünnen Strichen vom Himmel. In den Ohren das Pfeifen des Windes und das Klatschen der Wellen, wenn der Bug einen Wellenrücken nicht zeitig genug hinauffritt

und ein Wellenkamm die Bordwand mit Wucht traf. Die Stadt, kubisch und weiß, dann grau, bis die Silhouette vor meinen Augen verschwamm, als Sophia, breitbeinig, um auf den Planken das Gleichgewicht zu halten, meine Hand nahm, sie an ihre Wange legte, einen Augenblick lang, bevor ich die Augen schloss und in den Füßen das Vibrieren des Schiffsmotors spürte.

Später an Land besorgte Sophia einen Wagen und einen Fahrer. Er fuhr uns hinaus in die Nacht, er fuhr in den Morgen und den Abend, das Land war fruchtbar und der Ozean blau, und manchmal schief sie, ihr Kopf sackte in das Polster des Citroëns, der uns über die Landstraßen schaukelte, die, je tiefer wir in den Süden kamen, unbelebter wurden. Auf dem Asphalt am Ende der Sous-Ebene unterhalb der Südhänge des Atlas, dann die Luftschlieren der Hitze, Eselkarren und rußgeschwängerte Lastwagen, im Straßendreck kauernde Kinder, in den Bäumen Ziegen, die von Ast zu Ast kletterten auf der Suche nach winzigen grünen Blättern, Hirten, die zu Füßen der Stämme hockten, regungslos, wie verzaubert von der Hitze, die Sprenkel weißen Lichts auf Sophias Wange warf, und wir schauten uns an und sprachen kaum, und manchmal zog sie die Vorhänge an den Fenstern und zum Fahrer hin zu, und dann saßen wir in einer flaschengrünen Dunkelheit, die uns vor allen Blicken schützte, während wir staubige, trostlose Ortschaften passierten, in denen, sobald der Fahrer hielt, um zu tanken oder eine Kleinigkeit zu essen, Trauben von Kindern den Wagen umringten, ihre Finger klopfen gegen die Scheiben, zart und rhythmisch wie Regen, der hier seit Jahren nicht mehr gefallen war, und manchmal öffnete sie die Wagentür, stieg aus, und die Kinder wichen zurück, sie warf ein paar Münzen in den Dreck, und die Kinder schwirrten zu Boden wie Fliegen,

die ein Stück Aas entdeckt hatten, woraufhin sie wieder in den Wagen zurückkehrte, der sich auf fast schnurgeraden Straßen, immer häufiger von Sandverwehungen behindert, seinem Ziel näherte, bis endlich der Asphalt einer Piste wich und der Fahrer Reifenspuren und den Stümpfen abgenickter Telefonmasten zu folgen schien und sich allmählich am Horizont aprikosenfarbene Höhenzüge aus dem Glast schälten, Trugbilder, weiche, geschwungene Linien, die, je näher wir kamen, an Intensität, an Klarheit gewannen. Der Wagen hielt vor einem heruntergekommenen Lehmhaus, ein burgähnliches Gehöft mit vier niedrigen Wachtürmen, wir stiegen aus, liefen hinaus in die Dünen, die nun ein Orange trugen, da die Sonne unterging, der Wind trieb Staubfahnen über die Kämme, die wir erstiegen, unsere Schuhe hatten wir längst abgestreift. Manchmal blieben wir stehen, außer Atem, schauten über dieses gefurchte Meer und in mir der Wunsch, immer tiefer in dieses Labyrinth der Grate und Klippen, der Senken und Wannen zu verschwinden, es zu durchwandern, bis die Erschöpfung mich würde umkehren lassen, aber es kam nicht dazu. Auf einer Anhöhe, der Wagen, das Gehöft, winzige Punkte nur noch in der scheinbaren Endlosigkeit der Wüste, fasste sie meine Hand, zog mich zu sich heran, dann sanken wir auf den Sand, sie strich über meine Wange, küsste mein Ohrläppchen und meinen Mund, ihre Zunge fuhr meine Kehle hinunter, sanft drückte sie mich zu Boden, über meinem Kopf ein Schwall aus Haar, das meine Haut kitzelte, so dass sich mein Gesicht zu einem Grinsen verzog, das Sophia bemerkte, und sie zunächst irritiert innehalten, dann ihre Bemühungen verstärken ließ, ein Missverständnis, da ich längst begonnen hatte sie auszuziehen. Langsam, Stück für Stück nahm ich ihr, was sie am Körper trug, bis sie nackt auf mir lag, ich sie von mir herunterschob, ein Fisch im Sand, der sich drehte und wand, der leise bebte unter meinen

Berührungen, der still wurde, als ich in sie eindrang. Ihr Atem stockte, dann hechelte sie, schwamm durch den Sand, der ihren Rücken panierte, sie flüsterte meinen Namen, ich sah mich selbst in ihren Augen, schimmernd in der untergehenden Sonne, noch ohne die Qual, sie verlieren zu können, noch ohne das Gestrüpp des Kummers, in welchem man sich verfängt und aus dem man nicht mehr herausfindet. So früh fürchtet die Liebe noch nicht den Verlust, so früh ist sie ihrer selbst gewiss, weiß sich ins Ziel kommen, kennt noch nicht die Bleigewichte von Zweifel und Sehnsucht, die an den Füßen baumeln und unseren Gang behindern. In der Liebe muss man schnell sein, muss den Augenblick nutzen. Aber wer ist leichtfüßig, wer vermag zu fliegen mit dem Gewicht des Schmerzes?

Sophia japste nach Luft, schlang ihre Beine um meinen Rücken, ihr Atem stieß in mein Ohr, sie bäumte sich auf, riss an meinem Nacken, als gälte es, ihn an die Schwerkraft zu erinnern, bevor sie kam und das Regengrün ihrer Augen sich einen Moment lang verwischte.

Später Lissabon. Ob ich mich erinnere, an jenen Moment, als das Schiff den Tejo hinauffuhr und wir die Stadt sahen. Sophia war schön, eine Schönheit, die man wie einen Schmerz fühlt. Splitter blauen Lichts, das die Bordbeleuchtung warf, tanzten auf ihrem Haar, und ihre Zähne leuchteten weiß und seltsam grell in die beginnende Nacht hinaus, es war jener Moment, da die Stadt, der Quai vor uns schon eindunkelten, aber der Himmel noch fast blau war. Ich tauchte mein Gesicht in ihr Haar, in der Ferne der Pfiff eines Zuges, ein gestreckter und spitzer Ton, meine Hände fuhren ihren Rücken hinunter, und ich schmeckte den Duft ihres Haars, dieses nicht eigentlich dauerhaft schwarzen Haars, das im Süden immer ein wenig ins Brünette aufhellte, und sog ihn ein, den Duft, in die Spitzen meiner Lungen, in die Verästelungen der

Kapillare, wo er die Blutschranke passierte und also in mir gegenwärtig blieb, da irgendein Speicher in meinem Hirn ihn dann archivierte – jener Duft, der Sophia ist.

Der Quai füllte sich, die Motoren wartender Autos drehten im Leerlauf vor sich hin, Koffer und Taschen wanderten in Kofferräume und auf Rückbänke. Ich wollte, dass er blieb, dieser Augenblick, dass die Zeit für Sophia, für mich, dieses eine Mal, auf einem Schiff auf dem Tejo, eine Ausnahme machte, aber die Zeit kennt keine Ausnahmen, und so verringerte sich allmählich die Intensität unserer Umarmung, der Druck der zueinander strebenden Körper, und wir verließen als letzte das Schiff und gingen hinein in die Stadt.

«Nichts bleibt, wie es ist», meinte Sophia an jenem Abend und biss kleine Stücke von der gegrillten Sardine ab, die ich ihr hinhielt, als sei sie ein Tier und ich der Dompteur.

«Masaccio», sagte sie, «was meinst du, hat man ihn mit einem Fisch vergiftet?»

Ich blickte auf ihre Kehle, in der die kleinen Bissen verschwanden.

«Der Fischgeschmack ist so ausgeprägt, wer spürt schon, wenn man einem Fisch etwas beimischt», fuhr sie fort.

«An welches Gift denkst du?», fragte ich.

Sie lächelte und antwortete: «Erzähl ich dir später.»

Später dann Florenz. Ohne mich. Studien für ihre Dissertation. Monate blieb sie dort. Als sie letzten Herbst zurückkehrte, war alles anders zwischen uns.



## *Teil 1*



Vielleicht wissen wir es beide, niemand ist ohne Schuld: Die Nacht ist im Zimmer, draußen raschelt ein Tier. Der Mond vor dem Fenster ist weiß, weiß wie die Trauer. Jedes Gefühl hat eine Farbe. Das Mondlicht wandert über die Wand. Es lässt mich nicht schlafen. Man kann sich vor dem Kummer nicht schützen. Die einzige Möglichkeit, ihn zu überstehen, sagt meine Ärztin, sei, ihn zu hofieren, ihn ganz ans Licht zu holen. Er müsse sich zeigen, immer wieder, um sich in uns aufzuzehren, endgültig, damit er uns nicht zerstöre. Gleichwohl dürfe man den Kummer nicht bewahren wollen, er sei auch ein Gift, ein süßes Gift. Manchmal in den Nächten glaube ich Sophias Stimme auf der Piazza zu hören, ich stürze ans Fenster, und da ist nur die Stille. Manchmal spüre ich noch das Gewicht ihrer Hand auf meinem Unterarm, jener Moment, da sie wegdöste, und ihre Hand zuckte, als der Schlaf sie erreichte.

Ich nehme Sophias Manuskript aus der Schublade des Nachttisches. Sie ist abschließbar. Niemand vom Personal, auch Tarek nicht, auch meine Ärztin, die Maldini, nicht, kann Sophias Aufzeichnungen einsehen. Masaccio – er hatte es ihr angetan. Er vor allem. Masaccio – der Siebenundzwanzigjährige, der Darling der Medici, den schließlich eifersüchtige Kollegen vergiftet hatten. Es heißt, sie hätten die Genialität seiner Fresken in der Brancacci-Kapelle nicht ertragen. Er hat kaum mehr als zwanzig Werke hinterlassen, aber die Kenntnisse der Malkunst sammeln sich darin wie in einem Brennglas. Mit Masaccio begann die italienische Renaissancemalerei. Ich kenne mich

aus. Sophia weihte mich ein. Abend für Abend. Seite um Seite.

Von Sophia ist mir nichts geblieben, nichts als Papier, nichts als das Manuskript für ihre Dissertation und das Tagebuch. Als sie vor ein paar Monaten verschwand, hatte ich nicht einmal die üblichen Formalitäten zu regeln. Kein Hausstand war aufzulösen, kein Sorgerecht zu klären, keine Scheidungspapiere zu besorgen, nichts. Als hätte es die Jahre mit ihr nie gegeben. Wir hatten nicht geheiratet, hatten nicht einmal eine gemeinsame Wohnung.

Mitunter meine ich das Rauschen von Bäumen zu hören, aber die Piazza ist baumlos. Ich rühre mich nicht, das Manuskript liegt auf meinen Knien, ein Nachtfalter kreuzt im Zimmer. Wenn er ins Licht fliegt, glitzern seine Flügel. Ich fahre mit dem Finger über das Papier. Es ist rau und vom vielen Blättern gewellt. Aus Hunderten von Schriftstücken würde ich die Seiten mit verbundenen Augen erkennen. Es gibt eine Lesart der Fingerspitzen, die unbeirrbar ist. Im Süden Marokkos, in der Sous-Ebene, einem Landstrich zwischen dem Atlantik und dem Ödland unterhalb der Südhänge des Atlas, gäbe es Schmetterlinge, hat Tarek vor ein paar Tagen erzählt, die noch über eine Distanz von mehr als zehn Kilometern die Duftmoleküle eines Weibchens wahrnehmen.

Spät, mit beinahe fünfunddreißig, hatte sie sich daran gemacht, noch zu promovieren. Sophia hatte gearbeitet wie eine Besessene. Ihr Eifer war vergebens gewesen. Von ihrer Dissertation existiert allein noch die Anmeldung beim Dekanat. Ich habe damals kurz vor ihrem Verschwinden den Zettelkasten und ihre handschriftlichen Aufzeichnungen verbrannt. Ich habe vor allem die Festplatte ihres Computers gelöscht. Sämtliche Disketten, die ich vorfand, habe ich an mich genommen. Sie enthalten die Summe von Sophias

wissenschaftlichem Leben. Ihre Karriere wird unvollendet bleiben. Ihre Gedanken, der ganze wunderbare Slalom durch die Kunstgeschichte von Florenz, die Leichtigkeit ihrer Analysen über Masaccio und die Brancacci-Kapelle sind in eine Blechschublade verbannt. Die Zeit wird über sie hinwegfließen. Eine andere begabte Doktorandin wird Sophias Arbeit schreiben.

Die Nacht ist endlos. Das Ticken des Weckers. Türen, die zuschlagen. Schritte, Stimmen an meinem Ohr, unter dem Kopfkissen, ein Streit, Worte, die durch die Holzdecke heraufdringen, spitz und fauchend, später ein Wimmern, Glockenschläge zu jeder vollen Stunde. Die Nacht ist ein Meer, das es zu durchschwimmen gilt, bis das Licht vor dem Fenster steht, grau zunächst, dann magentafarben. Ich steige aus dem Bett, trete hinaus auf den Balkon. Die Stadt schläft noch. Die Taubenschwärme sind bereits in der Luft. Die Sonnenstrahlen fassen an ihre Flügel, die erst weiß, dann golden werden.

Tarek kommt zur Tür herein. Seine schwarzen Locken sind verschwunden. Sein Schädel ist geschoren. Er grinst verlegen und reicht mir eine Schale mit Medikamenten. Er hat Augen, die an Kohlenstücke erinnern.

«Meine Glückspillen?»

Tarek grinst noch heftiger.

«Es gibt keine Pillen, die das Erinnern verhindern, das weiß auch Ihre Chefin.»

«Natürlich.» Tarek strafft sich ein wenig in den Schultern.

«Manche Ärzte hier, auch die Dottoressa Maldini, glauben», sagt Tarek und macht ein Gesicht, als beiße er in eine Zitronenscheibe, «dass sich jeder Erinnerungsvorgang als eine Art isolierbares Molekül in unserem Gehirn einnistet. Folglich, so ihre These, müssten sich entsprechende Partikel auch extrahieren und auf andere Personen übertragen lassen.

Man hört hier im Haus von Experimenten, in denen es gelungen sein soll, einem Meerschweinchen Bewusstseinsinhalte, Gefühle eines anderen Tieres quasi einzupflanzen.»

Er wischt sich mit dem Ärmel seines Kittels über den Mund, dann öffnet er das Fenster. Ein feuchtwarmer Wind streicht herein. Es ist Anfang September. Die Stadt wartet auf Regen. Wolken ziehen aus dem Chianti auf und zerwirbeln über den Höhenzügen. Der Regen brächte Kühlung, er brächte einen anderen Geruch. Ich lege mich aufs Bett, flach auf den Rücken. Ich fühle den Wind auf meinem Gesicht. Tarek bittet mich, wieder aufzustehen. Ich gehe hinüber zum Fenster. Ich schwanke ein wenig.

«Man sollte Florenz im Sommer meiden», murmelt Tarek. «Die Hitze ist unerträglich.»

Mit ein paar Handgriffen bringt er das Laken in Ordnung. Er wendet mein Kopfkissen.

«Dazu der Wind. Er bringt keine Abkühlung. Macht die Leute nur schwindlig.»

Die Hitze flirrt über den ziegelroten Dächern.

«Im Süden Marokkos kennen wir Winde, die Tage andauern, die Haut und Herz ausdörren. Manchmal ziehen Sandnebel über das Land. Sie nehmen den Atem. Sie beginnen in der Wüste und finden dann kein Ende. Nichts hält sie auf.»

Ich höre ihm zu. Er erklärt mir die Welt. Ich sehe von meinem Fenster aus den Dom, dahinter die Dächer von San Frediano und drüben jenseits des Flusses auf einer Anhöhe die Villen von Bellosguardo. Oft in der Dämmerung, wenn Tarek und die Maldini längst Dienstschluss haben, stehe ich noch am Fenster, lese in Sophias Manuskript oder in ihrem Tagebuch, während die Stadt im Dunst verschwindet und der Himmel noch ein fleckiges Abendrot trägt. Ich fürchte diesen Moment, da ich allein bin mit Sophias Worten und

mein Blick nicht mehr abschweifen kann und ich benommen im Zimmer zurückbleibe, erschöpft und erregt zugleich und diesen seltsamen Schauer eines Süchtigen spüre, ein Flattern wie von großer Angst oder Lust.

Manchmal am Mittag verlasse ich die Klinik und gehe hinunter auf die Piazza, über die das Licht flutet wie Wasser eine Ebene in Besitz nimmt. Dort hocke ich im Schatten der Arkaden auf einer Eisenkette, die sich zwischen den Mauerbögen spannt. Der Himmel ist tiefblau, ohne jeden Glanz. Meistens rauche ich. Fast alle Patienten, die sich hier einfinden, rauchen. Das Rauchen suggeriert uns Normalität, weil es den Anschein, den Duft einer Marotte hat, die uns mit unserem früheren Leben verbindet – jenem Leben, das uns in die hier zu kurierende Krankheit getrieben hat. Ich beobachte die Menschen. Auf ihren Gesichtern schwimmt das Licht. Es bricht erst, wenn sie das Portal des Krankenhauses betreten. Eltern, Kinderwagen schiebend, immun gegen unseren Anblick, die wir häufig genug in Pantoffeln und Trainingsanzügen wie eine ausgemusterte Fußballmannschaft in der Gegend herumstehen. Andere verraten durch ein Humpeln oder Schlurfen, durch ihr Hasten oder Zaudern, durch den gebeugten oder einen strammen aufrechten Rücken, die geschwellte oder die eingefallene Brust ihre Geschichte, erzählen von etwas, das an ihnen nagt. Der Körper vergisst nicht.

Es klopft. Diesmal ist es die Maldini. Sie ist eine hochgewachsene Frau. Sie trägt nicht den üblichen Arztkittel, sondern ein grünes, leicht ins Bläuliche changierendes Kostüm. Vielleicht hält sie das für angemessener, wenn sie das Krankenzimmer eines Kollegen aufsucht. Sie hat ihr Haar gelöst. Früher einmal muss sie schön gewesen sein. Das dunkel eingefärbte Haar tanzt auf dem Kragen ihrer Bluse. Ihre Hände sind gepflegt, auf den Fingernägeln ein Perlmutterton.

«Begleiten Sie mich, bitte. Es wird Zeit, dass wir uns näher mit Ihren Problemen befassen. Die Medikamente alleine werden Sie nicht auf die Beine bringen.»

Wenn sie spricht, decken sich noch beinahe weiße Zahnreihen auf, hier und da das Flackern eines Goldzahns. Ihr Mund formt die Wörter bedächtig, setzt sie behutsam in den Raum.

«Wie schnell hier eine Woche verstreicht. Es gibt Orte, da scheint die Zeit schneller zu fließen, finden Sie nicht?»

Ich zögere zu antworten. Ich weiß nichts über die Zeit. Ich weiß auch nichts über mein Leben. Ich weiß nicht, was mich hierher brachte – auf die psychiatrische Station von Santa Maria Nuova. Die Maldini führt mich hinaus. Manchmal grüßt sie auf dem Flur einen entgegenkommenden Kollegen – ein schwaches Nicken, wobei sie die Augen schließt. Ich kann mir die Maldini nicht heftig oder ungestüm vorstellen. Zurückhaltung mäßigt ihre Bewegungen, als trüge sie eine Fessel. Wir kommen zu ihrem Zimmer. Sie öffnet mir die Tür, lässt mich eintreten.

«Nehmen Sie Platz», sagt sie. Ich lasse mich auf der Chaiselongue nieder, einer hartgefederten, brokatbespannten Antiquität. In der Glasplatte des Schreibtisches spiegeln sich taubenblaue Chintzvorhänge.

«In Sizilien», beginnt die Dottoressa und lächelt, «ist es die Stille, das plötzliche Schweigen der Vögel, die den Vulkanausbruch ankündigen. Eine Geräuschlosigkeit ist in der Luft, als trüge man Ohrstöpsel und höre allein noch das Blut in den Adern rauschen. Erzählen Sie.»

Ich strecke mich aus, schließe die Augen. Ich spüre die Erschöpfung. Sie ist überall in meinem Körper. Sie ist in den Muskeln und im Hirn. Ich denke und fühle erschöpft. Es gibt nichts in mir, das nicht müde wäre.

«Erzählen Sie von sich. Irgendwas. Beginnen Sie einfach.»

Ich kann von Sophia erzählen. Ich schildere der Maldini, die in einem roten Ledersessel am Kopfende der Chaiselongue sitzt, wie Sophias Haar im Nacken und an den Schläfen fällt. Ich erwähne Sophias Mund und ihre Ohren, kleine Muscheln, die eng am Kopf anliegen; ihre Nase, die schmal und ein wenig stupsnasig ist, gerade soviel, dass sie noch schön zu nennen ist. Die Dottoressa macht Notizen in ihrem Spiralblock. Ich höre das Kratzen des Bleistifts auf dem Papier. Manchmal öffne ich die Augen, dann fällt mein Blick auf die rußschwarzen Bilder, die die Wände ausfüllen. Ich kann der Maldini, als sie nachfragt, die Position der beiden Leberflecken auf Sophias linker Wange bestimmen, den Neigungsgrad der Brauen, wenn sie wütend ist. Ich beschreibe Sophias Augen.

«Es sind die Details, die uns verrückt machen ...», sagt die Maldini.

Die Augen ... ein Regengrün ...

«... die den Abschied verhindern», meint die Dottoressa.

Ein Sommerabend auf einer Insel vor Stockholm. Reste des Sonnenlichts auf Sophias Rücken, eine schlangenförmige Linie, welche die Wirbel kreuzte, am Waldsaum sang ein Vogel, später zog am Himmel ein Nachtblau auf, und der Duft des Ginsters machte sich breit, und ich sagte, halb im Scherz, nur so dahin, taub für das Orakel der eigenen Worte: »Solltest du mich irgendwann verlassen, werde ich dich ausfindig machen, auch am Ende der Welt« – eine Örtlichkeit, die ich mir unwirtlich vorstellte, ein aufgelassenes Fort am Rand der Wüste oder in den Bergen Patagoniens, aber da presste sie auch schon ihre Lippen auf meinen Mund, und ich wehrte ihre Zunge ab, um nur dieses Pochen, diesen feinen Puls auf ihren Lippen zu fühlen.

«Erzählen Sie», sagt die Maldini. «Was führte zu Ihrem Zusammenbruch? Was brachte Sie hier zu uns nach Santa

Maria Nuova? Es war ein Fehler, nach Florenz zu kommen, nicht wahr?»

Ich zögere. Immer noch bin ich benebelt von dem Beruhigungsmittel, das die Maldini mir zusätzlich zu dem Antidepressivum verabreicht. Ich finde keine Worte, obwohl die Erinnerung an Sophia natürlich noch ganz frisch ist. Ich rutsche auf der Chaiselongue umher. Es ist eine Qual. Minute für Minute.

«Nehmen Sie das hier», sagt die Maldini schließlich. Sie hat ein Einsehen. Sie reicht mir ein Aufnahmegerät. «Probieren Sie es aus. Vielleicht fällt Ihnen das leichter.»

Sie steht auf. Lächelt. Ich warte, bis sie den Raum verlassen hat. Dann drücke ich die Aufnahmetaste. Ich schweige. Das Fenster ist geöffnet. Das Rauschen des Verkehrs füllt das Zimmer. Nichts anderes als Verkehrsräusche wird das Gerät aufnehmen. Ich strecke mich auf der Chaiselongue aus und höre dem Rauschen zu ...

Schon am ersten Tag, schon auf meinen ersten Wegen hatte ich gespürt, dass ich die Stadt nicht vertrage. Und es war nicht allein die Hitze. Selbst in den Hinterhöfen backte sie den Stein, leckte Reste von Feuchtigkeit hinter undichten Regenrohren auf. Spatzen hockten stumm auf Sims und Dachrinnen. Die Via Romana war wie ausgestorben, die Fensterläden verschlossen. Die Hitze tanzte auf dem Asphalt. Auf die Hausfassaden dampfte sie kleine Aureolen heißer Luft auf. Eine Kirchturmuhr schlug, mein Hemd war schweißnass, klebte am Rücken und an der Brust. In einem Hauseingang saß ein Bursche und zupfte Blütenblätter von einer Blume. Er schaute nicht auf, als mein Schatten auf sein blasses, mageres Gesicht fiel. Es war still wie an einem Karfreitag. Auf einer Bank, dort, wo man von der Via Romana durch einen Einlass in den Giardino di Boboli gelangt, schlief ein Losverkäufer. Sein aus Zeitungspapier gefalteter Hut saß tief

in der Stirn. Mit jedem Atemzug hob und senkte sich der mit Lotterielosen beflaggte Stock, den er sich quer über den Bauch gelegt hatte. Ich kaufte an der Kasse eine Eintrittskarte und betrat den Park. Unter meinen Füßen knirschte der Kies. Ein Gemurmel, ein Singsang stieg auf – Ausflügler, die auf den Wiesen ein Picknick machten. Laubengänge und Wäldchen von Steineichen taten sich auf. Kühles, phosphoreszierendes Grün. Der Geruch fließenden Wassers. Die Wasserrinnen entlang der Wege waren jedoch staubtrocken. Das leise Klicken von Bocciakugeln. Die verfallenden Gerätehäuser der Gärtner. Zypressenalleen, ein Teich, ein paar kümmerliche Seerosen, gleißendes Mittagslicht, Tauben im Gras, dösend mit aufgespreizten Flügeln, um das Licht auf ihren Schwingen einzufangen. Schließlich am Nordende des Parks der Palazzo Pitti: weniger Palast als Festung, ein Koloss aus tonnenschweren, ockerfarbenen Quadern. Tausende von Besuchern, hatte Sophia erwähnt, würden täglich durch den Palasthof in die Galeria Palatina strömen, in deren Zimmerfluchten Bild an Bild sich reihte und den Atem nehme. Man irre durch die Säle, spüre eine gewisse Beklemmung angesichts all der Kunst. Ich betrat den Innenhof: ein riesiges, gepflastertes Geviert. Stockwerk um Stockwerk hob sich in die Höhe, die Loggien groß wie Hallen. Handwerker arbeiteten an den Fassaden. Ihre Leitern wuchsen in den Himmel. Besucher drängten durch das Portal. Schulklassen, Gruppen aus allen möglichen Ländern. Die Führer gaben lautstark Anweisungen. Reihe um Reihe postierte sich vor der Galeria Palatina. Je mehr man sich jedoch dem Einlass näherte, setzte um so heftigeres Schieben und Drängen ein, bis sich allmählich die Formationen kreuzten, vermengten, schließlich auflösten und ein einziger quirliger Strom von Leibern ins Innere des Palastes driftete, wo man einander in die Hacken und auf die Zehen treten würde, um einen Blick auf Raffael und

Rubens, Tintoretto und Tizian zu erhaschen. Nein. Ich kehrte um.

Ich schlug den Weg zum Fluss ein. Der Asphalt schwitzte. Jeder Schritt durch die Via Mazzetta schien die Luft zu quirlen, bevor sie sich wieder hinter der Bewegung schloss. Winzige Läden im Souterrain hatten ihre Türen aufgesperrt. Ein Aroma von Klebstoffen und Gummi schlug mir entgegen. Schuhe, Fahrradschläuche, Schwimmreifen wurden geflickt. Ein Hämmern und Sägen um mich herum, der Geruch von Leim und Hobelspänen – ein Handwerkerviertel, unwirklich, hier, in der Nähe des Zentrums, nur ein Katzensprung bis zur Ponte Vecchio. Stimmen, die sich aus geöffneten Fenstern davonmachten und durch die Gasse trieben, bis jemand antwortete, einsilbig oder mit einem Schwall von Wörtern, dass man den Kopf einzog. Auf der Piazza hatten Zigeuner einige Buden aufgebaut. Regungslos, ohne aufzusehen, saßen die Verkäufer hinter dem Plunder: Specksteinfiguren, billiger Schmuck, Sonnenbrillen, Batiktücher. Außer mir ließ sich hier niemand blicken, kein Käufer weit und breit, als umgäbe die Stände eine Bannzone. In der Ferne tönte ein Martinshorn auf ...

Plötzlich steht die Maldini im Zimmer. Ich habe sie nicht zurückkommen hören. Sie setzt sich an ihren Schreibtisch, schaut mich an. Ich fühle mich unbehaglich wie ein Schüler, der eine Aufgabe nicht gelöst hat. Dann tue ich ihr den Gefallen und spreche auf das Band.

«Schon in der Via de' Bardi roch man den Fluss. Pfützen, die nach einem starken Sommerregen oft Tage lang nicht auf-trocknen, haben einen ähnlich brackigen Geruch ...»

Mein Stimme ist belegt. Es ist das Beruhigungsmittel, das meinen Mund austrocknet. Ich räuspere mich.

«Die Sonne stand hoch am Himmel, Spätjulisonne. Sie komprimierte meinen Schatten auf dem Trottoir – ganz

so, als wäre ich kurzbeinig. Unten am Ufer waren unsere Arbeiten vorangekommen. Die Hebebühne war einsatzbereit. Sie schob sich neben einem Metallpfosten, an welchem später das Seil befestigt wurde, in die Höhe. Jedes Mal verharrte sie, bis ein Bolzen in den Pfosten eingeschlagen war und setzte dann ihren Weg fort. Von Zeit zu Zeit riss ein hoher, metallisch klingender Ton in den Verkehrslärm auf der Straße hinter mir eine Schneise – immer dann, wenn eine Bohrung im Pfosten für den Bolzen zu eng war und das Metall unter dem Hammer langsam nachgab und sich weitete, bis der Bolzen weit genug eingetrieben war. Die Eisen, ähnlich den Steigeisen an Strommasten, blinkten in der Sonne. Der Fluss war wachsfarben. Seine Oberfläche eben. Kein Boot, kein Fisch fürchte das Wasser. Auf dem Uferkies lag das Seil bereit. Dann war wieder das Martinshorn zu hören, schon auf der Uferstraße, in meinem Rücken. Ich weiß noch, der flirrende Schatten eines Taubenschwarms überquerte den Fluss. Die Sonne brannte auf meinem Gesicht ...»

Meine Stimme ist immer noch spröde. Die Anwesenheit der Maldini hemmt mich. Ich drücke die Pausetaste. Gieße mir ein Glas Wasser ein.

«Haben Sie sich an jenem Tag schon schlecht gefühlt? Gab es damals bereits Anzeichen für einen bevorstehenden Zusammenbruch?»

«Nun ja, es war heiß. Ich habe Hitze noch nie ertragen können. Und es gab keinen Schatten auf dieser Bank unten am Fluss, auf die ich mich niederließ, um die Arbeiten zu kontrollieren», weiche ich aus.

Ein Windstoß wirft das Fenster zu. Die Maldini zuckt zusammen. Sie sieht müde aus. Von den Nasenflügeln hinunter zum Mund zeichnet sich eine Furche ab.

«Übrigens, es ist kurios», fahre ich fort, »wie dabei alles mit allem zusammenhängt. Unser Experiment über dem Arno

würde nicht stattfinden, hätte es nicht Rochatain gegeben. Ohne Rochatain wäre ich nicht nach Florenz gekommen, wäre ich jetzt nicht Ihr Patient in Santa Maria Nuova. Seltsam wie das Leben eines anderen Menschen unser eigenes beeinflusst, finden Sie nicht?»

Die Maldini lächelt. Wahrscheinlich spürt sie, dass ich mich ihrer Befragung entziehen will. Ihr Handy surrt.

«Entschuldigen Sie.»

Sie steht auf. Geht zum Fenster. Wendet mir den Rücken zu. Sie spricht leise. Ihre Stimme klingt ein wenig kleinlaut. Nach kurzer Zeit wendet sie sich mir wieder zu. Sie schaut blass aus. Das Telefonat muss ihr zugesetzt haben.

«Machen wir weiter. Rochatain ..., meinten Sie, den Seiltänzer», sagt sie zerstreut. Ihr Blick geht ins Weite.

«Ja, Rochatain und sein bizarres Unterfangen damals, sechs Monate schlaflos auf einem Seil zu verbringen. Er lebte auf dem Seil ohne jemals hinabzusteigen, heißt es. Seine Familie besuchte ihn an den Wochenenden. Er las den Kindern vor, demonstrierte Kunststücke – Kopfstand, Looping und andere Ungeheuerlichkeiten, das alles auf einem Seil hoch über einer Schlucht bei St. Etienne. Rochatain wird sich als Akrobat in allen einschlägigen Rekordverzeichnissen verewigt haben.»

«Vor allem wurde er in den Annalen der Schlafforschung geführt», sagt die Maldini matt.

«Nun ja, all die kuriosen Rekorde in Sachen Schlaflosigkeit. Ich zweifele da manches an. Was Rochatain angeht, kann man vielleicht davon ausgehen, dass nichts getürkt wurde. Außer für kurze Auszeiten, in denen er sich auf eine Plattform über der Schlucht zurückzog, soll er schlaflos geblieben sein. Bleibt zu hoffen, dass es seinem Nachfolger Vernet, unserem Akrobaten aus Lüttich, nun ähnlich ergehen wird.»

Die Maldini nickt gedankenverloren. Sie hat mir kaum zugehört.

«Ich frage mich, Dottoressa, warum macht man so was? Was trieb Rochatain dazu? Und was jetzt Vernet? Sportlicher Ehrgeiz, Geld?»

«Ich weiß es nicht. Was Ihren Chef, was Reger angeht, kann ich verstehen, dass er das Ganze neu aufgelegt hat«, sagt sie und setzt sich wieder in den Ledersessel am Kopfende der Liege. «Rochatain wäre damals für die Neurologie ein idealer Proband gewesen. Nicht nur Ihr Fach, auch mein Metier, die Psychiatrie, hätte davon profitiert.»

«Niemand ließ sich bei Rochatain blicken.»

«Kein Wissenschaftler wusste von Rochatains Unternehmung. Aber kommen wir jetzt zu Ihnen, Signore Gerber.»

«Unsere Zunft kam zu spät. Leider oder Gott sei Dank – ganz wie man will», erwidere ich.

«Für Reger und alle anderen ist die Sache eindeutig. Seit Jahren ...»

«Seit Jahren ist vor allem Reger von der Idee besessen, dieses seltsame Unterfangen zu wiederholen. Ich sage besessen, verstehen Sie?»

«Und nicht zu unrecht», merkt die Maldini auf und lässt sich offenbar ein weiteres Mal ködern. «Wir wissen noch immer viel zu wenig über den Schlaf.» Ihre Stimme klingt nun fester. «Rochatain», fährt sie fort, «hätte Hinweise geben können, wie lange ein Mensch dem Bedürfnis zu schlafen überhaupt widerstehen kann. Man hätte die Langzeitwirkungen der Schlaflosigkeit auf das Nervensystem und die kognitiven Funktionen studieren können. Welche Auswirkungen hat fehlender Schlaf über einen so langen Zeitraum auf die Stressresistenz? Wann genau stellen sich die gefürchteten Schlafattacken und Halluzinationen ein? Also, das ganze

Programm. Ich muss Sie da doch nicht mehr überzeugen. Sie sind Teil des Teams.»

Ich schaue zum Fenster hinaus. Der Himmel ist fahl. Die Hitze steht über der Stadt. Mir kommt es immer noch unglaublich vor, dass es Reger tatsächlich gelungen ist, auf dem Arno, unweit von der Ponte Vecchio eine Neuauflage von Rochatains absurdem Kunststück zu arrangieren, die zudem noch medienwirksam ist. Schon die Pressekonferenz, auf der wir unser Projekt der Öffentlichkeit vorstellten, war gut besucht gewesen. Die Maldini als Vertreterin der hiesigen psychiatrischen Forschung hatte Reger dort wirkungsvoll zur Seite gestanden. Sie und Reger hatten, wie verabredet, den Blick der Journalisten vor allem auf die wirtschaftlichen Folgen der Schlaflosigkeit gelenkt. Luftfahrt und Militär, auch die Versicherungswirtschaft unterstützte entsprechende Forschungsarbeiten schon seit geraumer Zeit, ganz zu schweigen von einigen europäischen Logistikunternehmen, deren Personal häufig genug Phasen der Schlafabstinenz mit den bekannten Folgen zu ertragen hat: Schwerste Unfälle mit übermüdeten Lastwagenfahrern oder einnickenden Zugführern waren mehr oder weniger an der Tagesordnung.

«Eine andere Frage ist freilich, ob es vertretbar ist, Vernet so lange schlaflos zu lassen, finden Sie nicht?», werfe ich ihr einen weiteren Brocken hin.

Ihr Blick fliegt auf. Ihre Stirn kräuselt sich.

«Kommen Sie, Gerber. Jetzt, wo das Projekt in die entscheidende Phase kommt, bloß keine Skrupel. Vernet wird das aushalten. Alles in allem ist die Tortur noch zumutbar. Die vegetativen und neuronalen Beeinträchtigungen gelten als kontrollier- und kompensierbar, das wissen Sie so gut wie ich. Schwieriger wird es da schon sein, den Seiltänzer lange genug auf dem Seil zu halten. Vernet wird sich bemühen

müssen, annähernd Rochatains Marke zu erreichen. Nicht zuletzt auch wegen der Sponsoren.»

Je länger Vernet auf dem Seil blieb, desto häufiger würde unser Experiment, würden unsere Forschungen über Schlafentzug und damit die Firmenlogos in den Fernsehnachrichten, zumindest in den Magazinen der Privaten auftauchen – so das Kalkül.

«Wissenschaft gekoppelt an einen auch noch so abwegigen Rekordversuch», fährt sie fort, «lässt sich einfach besser vermarkten. Ich finde das nicht verwerflich.»

Wieder klingelt ihr Handy.

«Es ist vor allem Reger, der nicht länger weit ab von jeglicher Öffentlichkeit in seinem Schlaflabor versauern will», antworte ich.

«Das geht uns doch allen so», sagt sie, schaut auf das Display und steht auf. «Wir drängen alle mit der Aktion ins Rampenlicht, oder nicht? Lassen wir es für heute genug sein. Wir haben uns verplaudert. Das war ja wohl Ihre Absicht. Wir sehen uns morgen wieder. Dann geht es um Sie, Kollege Gerber. Bis dahin könnten Sie das Band weiter besprechen.»

Sie bemerkt meinen Blick. Ich kann mein Unbehagen nicht verbergen. Ich stehe vom Sofa auf, wende mich zur Tür.

«Nein, warten Sie. Schreiben Sie auf, was Ihnen in Florenz geschah, und schreiben Sie auch über Ihre Zeit mit Sophia. Ich glaube, diese Methode ist besser. Ich erkläre es Ihnen später.»

Ich gehe hinunter auf die Piazza und rauche. Das Licht ist grell. Meine Augen tränen. Als ich auf mein Zimmer zurückkehre, liegen bereits ein Stapel Papier und eine Kladde dort. Ich setze mich an den Tisch – ein aufklappbares, an die Wand montiertes Halbrund. Ich starre an die Wand. Ich

bezweifele, dass meine Geständnisse mir helfen. Vielleicht helfen sie der Maldini – wobei auch immer:

Seit ein paar Tagen war ich in der Stadt, und ich war so gut wie ohne Schlaf. Dazu noch die Hitze. Ich hätte an jenem Tag in den Giardino di Boboli zurückkehren und mir einen schattigen Platz zum Verschnaufen suchen sollen. Die Arbeiten auf der Hebebühne kamen auch ohne mich voran. Dort unten am Fluss brauchte mich kein Mensch. Wieder hörte ich das Martinshorn. Hinter mir auf der Uferstraße kam der Verkehr zum Erliegen. Musik drang aus offenen Fenstern und Schiebedächern. In Kaufhäusern und Fußgängerzonen, im Sessel der Zahnärzte, in Zugabteilen und an den Schaltern der Fluggesellschaften, in Almhütten und in Fischbuden am Strand: Es gab kein Entrinnen vor *Yesterday* und der Inbrunst Joe Cockers, keine Rettung am Vormittag vor Eric Claptons Version von *After Midnight*. Ein Song, einmal im Kanon der Hotelmanager und Filialleiter gelistet, war für mein Ohr verloren. Ich musste mich ausrufen. Meine Glieder waren bleischwer. Irgendetwas fraß an mir. Schlafen – einen Augenblick wollte ich wegsacken in dieses wunderbare Nichts, das den Kopf kühlt und das Herz leicht macht. Ich fuhr mit den Händen durchs Gesicht. Der Geruch von Minze stieg mir in die Nase. Sophia. Oft ist es ein Duft, der der Erinnerung genügt. Ich hatte Sophia am Küchentisch gefunden. Ihr Atem hatte über das Papier gestrichen. Eine Haarsträhne auf Vasaris *Lebensläufen*, ihr Arm lag ausgestreckt auf Stendhals *Rom, Neapel und Florenz* – ein Klassiker, ein kluges, bisweilen beunruhigendes Buch unter all der Literatur, die die Stadt nicht aufs Korn nahm und Florenz als harmlose Pilgerstätte für Kunstliebhaber unterschätzte. Ich umarmte Sophia. Vorsichtig, damit sie nicht aufwachte. Ich roch ihr Parfum, das schwach aus dem Nacken aufstieg und in mir ein Verlangen weckte, das nur oberfläch-

lich mit ihrem Körper zu tun hatte, ein Verlangen, als ob man auf dem Heimweg von einem Wolkenbruch überrascht wird und losrennt und Straße um Straße hinunterhastet und endlich die Tür aufstößt und zu Hause ist. Ich fuhr mit der Hand über ihr Haar. Meine Fingerkuppen ruhten auf der Narbe – ein fingernagelgroßes Mal am Hinterkopf, uneben und wulstig, beinahe schmiegsam wie Silikon. Ich hätte Scham empfinden sollen. Aber es war eine Liebe, die von Beginn an schamlos war, die den Bodensatz auslotete und den Verlust, den Schmerz mit einschloss, damals nur erst eine Ahnung, ein fernes Wetterleuchten an einem Sommerabend vor ihrer Abreise nach Florenz, als ich ihren Atem an meinem Gesicht spürte, und der Geruch von wilder Minze in der Luft lag. Ihr Blick traf mich. Der Widerschein des Sternenlichts spiegelte sich in ihren Augen. Wenn ich sie je verlor, würde sich der Kummer ausdehnen wie die Gedärme der Widder, die, so erzählte sie an jenem Abend, Leonardo da Vinci in der hohlen Hand gehalten und dann an einem Blasebalg angeschlossen hatte, bis sie aufgeblasen das ganze Zimmer bis zur Decke ausfüllten und jedermann sich davonmachte. Mein Blick fiel auf ihre wüste Handschrift, die in blauer Tinte Anmerkungen in das ausgedruckte Manuskript gesetzt hatte – Fußspuren von Vögeln, die über eine geharkte Sandfläche gelaufen waren. Die Künstler in der Brancacci-Kapelle, Florenz. Sie zitierte *Vasari*, den arbeitswütigen Alleskönner, Architekten, Maler und neunmalklugen Kunstplauderer, *der berichtet, dass alle Maler und Bildhauer, die sich in dieser Kapelle übten und dort studierten, ausgezeichnet und berühmt wurden*. Ich kann den Satz mittlerweile auswendig. Ja, ich kann ganze Passagen ihrer Dissertation herunterbeten. Ich öffnete den Reißverschluss an ihrem Kleid. Ein Schauer, noch im Schlaf, lief über ihre Haut. Ich knetete ihren Rücken – langsam kreisende Bewegungen, so wie man Brotteig knetet. Ich legte meine Wange auf die

gerötete Haut, Wirbel für Wirbel rutschte mein Mund hinunter und legte sich in die Kuhle oberhalb des Steißbeins, verharrte dort einen Augenblick lang. Ihr Haar floss über die Bücher, ihr geöffneter Mund lag auf Vasaris Worten.

Ein anderes Mal hatte ich sie am Schreibtisch gefunden. Eingeschlafen über den Büchern, über Bredekamps *Das Reich der Venus*, auch ein Titel von Vasari war wieder dabei, wenn ich mich richtig erinnere, eingeschlafen über einem Kunstdruck von Botticellis berühmtem Bild *Primavera*. Ich hatte mit einer Feder über ihren Rücken gestrichen. Sie hatte leise aufgestöhnt. Ihr Haar war feucht, sie drückte ihre Schädelrundung an meine Wange. Ich schob ihren Kopf zur Seite, mein Blick flog erneut über das Manuskript.

*Masaccio gelangte in der Körpersprache der Figuren erstmals zu einer Art Naturalismus. Menschen aus Fleisch und Blut zauberte er auf den Mörtel der Fresken. Menschen, die wütend und entsetzt waren, die Schmerzen litten und sich an irgendeiner Begeisterung, einer Manie erschöpften.*

Sie zog mich an sich, ihre Hände in meinem Nacken, ihr Parfum, ein Limonenduft. Später drehte sie sich von mir weg, ging hinüber ins Bad und hob auf ihrem Weg die Buchenblätter auf, die der Wind durchs offene Fenster getrieben hatte. Ihr Rücken flammte in der untergehenden Sonne auf. So weit Sophia.

Vom Flussufer stieg das Gurren der Tauben zu mir herauf. Die Tiere hockten im Gestänge der Aufbauten. Nirgendwo in der Stadt konnte man den Tauben entgehen. Vernet, Rochatains Nachfolger, würde sie in Zukunft von seinem Seil aus beobachten können. Er würde die Schwärme sich über dem Palazzo Vecchio verdichten sehen: eine immer dunkler werdende Wolke, die den Turm umkreiste und sich plötzlich hinunterstürzte zur Piazza della Signoria.

Ich schaute auf den Fluss. Er war glatt, fahl vor Hitze. Ein

Bündel schaukelte im brackigen Wasser. Zwei-, dreihundert Meter flussaufwärts. Ein paar kümmerliche Uferweiden, dort hatte es sich verfangen, mannsgrößer, von einer grünen Plane umschlossen. Ein paar Vögel kreisten. Wenig später hielt eine Polizeistreife auf der Uferstraße. Zwei Carabinieri stiegen die Uferböschung hinunter, wateten kniehoch in die Brühe und zogen das Bündel heraus. Einen Moment zögerten sie, dann bückten sie sich und fingerten an der Plane, bis sie sie schließlich aufschlugen und innehielten. Ich konnte nicht genau erkennen, worum es sich handelte. Ein Körper vielleicht. Kurze Zeit darauf näherte sich auf der Ponte alle Grazie ein Rettungswagen. Er jagte an der wartenden Autoschlange vorbei, stoppte und wenige Augenblicke später erreichten die Einsatzkräfte das Ufer. Ich wartete darauf, dass man sich an dem Körper zu schaffen machte, die üblichen Handgriffe. Aber nichts dergleichen geschah. Polizei und Rettungskräfte umstanden regungslos den Fund. Von Zeit zu Zeit wendete sich jemand von der Gruppe ab, hielt eine Hand vor den Mund, wie bei einem Würge- oder Hustenanfall. Immer mehr Schaulustige eilten von der Straße hinzu, scharten sich um die Plane, die nun meinen Blicken entzogen war.

Schritte, eine Stimme an meinem Ohr: «Buon giorno.» Ich fuhr herum. Ein Bursche, schmal, mit pirschendem Blick unter der Baseball-Kappe stand neben mir. Um seinen Hals baumelten Kopfhörer. Seine Finger klopften den Takt der Musik auf seinen Arm. Hatte ich ihn schon einmal gesehen? Ich war mir nicht sicher. Vielleicht vorhin in der Via Romana? Er hatte Ähnlichkeit mit dem Jungen, der dort in einem Hauseingang gesessen hatte.

«Möchten Sie eine Karte kaufen? Extra-Preis», murmelte er.

Er streckte mir die Karte entgegen.

«Für das Spiel heut Abend. Firenze gegen Inter.»

Ich zögerte einen Moment zu lange. Die Karte wanderte in meine Hände.

«Bloß 20 Euro.»

«Aber nein ...»

«Sie sollten sie kaufen. Eine Abwechslung wird Ihnen guttun.»

«Hören Sie, ich ...»

«Fast alle von euch unterschätzen die Stadt.»

Der Junge schwitzte. Seine Haut war blass. An den Schläfen schimmerten Adern durch. Er hatte die Haut eines Neugeborenen.

«Fast alle gehen hier weit über ihr Limit. Sie verstehen.»

Der Junge schaute mich an. In seinen Augen glänzte das Fieber.

«Die Stadt ist maßlos. Sie ist ein Mythos, nicht mehr. Sie sollten jetzt die Karte kaufen. Eine Ablenkung wird Ihnen guttun.»

Er wischte sich den Schweiß am Hemdsärmel ab.

«Masaccio kann warten. Die Brancacci-Kapelle. Der ganze kunsthistorische Plunder in der Stadt kann warten. Die Hitze macht nichts einfacher. Nur Dummköpfe gehen davon aus, dass die Stadt nur ein Gesicht hat. Sie sollten sich beim Spiel entspannen, ein wenig von der Kunst ausruhen.»

Masaccio. Warum erwähnte er Masaccio und die Brancacci-Kapelle? Ich hielt ihm den Schein hin. Er steckte ihn in die Hosentasche.

«Sie werden es nicht bereuen. Es wird Ihnen gefallen. Es geht um nichts. Firenze ist so gut wie abgestiegen in die Serie B. Es wird ein harmloses Spiel sein», verabschiedete er sich. Ich schaute ihm nach, bis er in der Menge der Passanten auf der Uferstraße verschwunden war. Was sollte das? Hatte er wirklich nur eine Eintrittskarte verhöhren wollen? Warum ausgerechnet an mich?

Auf der Straße war der Verkehr wieder in Gang gekommen. Der Kies glänzte im Mittagslicht. Das angeschwemmte Holz am Ufersaum lag aschweiß in der Sonne. Die Bauten am jenseitigen Ufer des Arno stachen ins Auge. Selbst der Himmel war nun zu blau. Es war einer jener Augenblicke, die keine Pastelltöne kennen, auf alles um mich herum ergoss sich Licht, auf die Brücke und das Ufer, auf die spielenden Kinder hinter mir auf der Piazza Demidoff, auf das Päckchen Zigaretten, das ich nun aus der Tasche zog, auf die Frauen, die Einkaufstaschen mit Obst, Gemüse, Brot nach Hause trugen, auf Streuner und Obdachlose, auf ihre Habe, die sie in Plastiktüten herumschleppten, auf Wohnmobile, die auf dem Lungarno Serristori unterwegs waren, auf einen Priester und einen Jungen, der den Mann auf einem Skateboard begleitete. Auch auf dem Fluss lag das Licht, wo eine Biberratte jetzt auf einen der Brückenpfeiler zuhielt. Ihr breiter Kopf pflügte durch das Wasser. Von Zeit zu Zeit hob sich auch der Rücken heraus, eine braune, pelzige Bürste, und plötzlich war da in der Flussmitte ein zweiter Kopf, ein Schwimmer, eine Frau, die mit kräftigen Armschlägen unter dem Brückenbogen kraulte, ich hörte einen Motor aufdrehen, jenseits der Brücke, eine Gischtwelle streifte nun die Frau und die Ratte, und dann sah ich es, das Motorboot, leuchtend gelb, das flussaufwärts unter der Brücke auftauchte, es schoss auf die Frau zu, hatte sie offenbar nicht bemerkt, dann warf es sich zur Seite, der Bug riss herum, ein, zwei Sekunden tanzte es in der Luft, sein blanker vorderer Kiel flammte im Licht auf, die Frau wirbelte in der Gischt, das Heck nun über ihr, ich schrie, ich warf die Arme in die Luft – genau wie die Passanten auf der Ponte alle Grazie, eine Geste, als wollten wir davonfliegen, ein Taubenschwarm, in den der Schreck fährt, da das Wasser sich nun färbte, eindunkelte, einen kurzen Moment lang. Natürlich glaubte ich

an einen Unfall. Jemand sprang von dem Boot ins Wasser. Er umschwamm die Stelle, wo er die Frau vermutete, wo das Wasser nun wieder glatt war, nur ein wenig dunkler und schieferfarben. Um mich herum griffen die Leute nach ihren Handys. Um mich herum ein Kanon der immer gleichen Worte. Ich konnte hier nicht helfen. Ich wollte weg, wollte hinüber zur anderen Stadtseite, weg von dem Anblick der entsetzten, ratlosen Menge. Die Brancacci-Kapelle konnte warten. Alles konnte warten. Der ganze kunsthistorische Plunder. Ich lief den Lungarno Serristori hinauf, erreichte den Ponte Vecchio. Man sollte den Ponte Vecchio meiden – wann immer es geht. Aber ich war neu in der Stadt und plötzlich schwamm ich im Sog der Leiber. Hunderte schoben über die Brücke. Was zog die Leute hier nur an? Die Juweliere und Goldschmiede? Das Panorama der hintereinander gestaffelten Arnobrücken, der Blick auf die pittoresken Uferstraßen, wie es in Reiseführern heißen mochte – wo doch schon alle Aufmerksamkeit damit gebunden war, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Auf Höhe von Cellinis Büste saß ich endgültig in einem Knäuel von Leibern fest. Man war aufgelaufen. Rücken und Bäuche klemmten fest, Handtaschen und Rucksäcke ineinander verkeilt. Ein Fäulnisgeruch strich vom Fluss herauf, erinnerte an die Zeiten, da noch Metzger und Chirurgen hier ihre Arbeit unter freiem Himmel verrichtet und ihre Abfälle direkt von der Brücke in den Fluss geworfen hatten. Die Brust wurde mir eng. Mir war schwindlig. Ich kannte die Schilderungen der Patienten aus der Psychosomatik. Meine Füße plötzlich eiskalte Klumpen, die nicht zu mir zu gehören schienen, mich nicht tragen konnten. Ich hatte nie an Klaustrophobie gelitten. Die Beine sackten weg. Es würde vorübergehen. Ich musste mich ausruhen, einen Augenblick hinsetzen, einen Platz auf der Brüstung erwischen, diese paar Quadratzentimeter

waren meine Chance. Einen Satz nach links machen. Mich aus der Schlange seitlich herausfallen lassen. Das Kind dort. Vorsicht. Das Kind mit dem Eis. Ich taumelte, ein Kreisel, der aus der Bahn gestoßen wird, ich schlug zu Boden, riss das Kind mit. Auf allen Vieren kroch ich davon. Hinter mir ein Stimmenschwall, ein Geschrei aus schnellen, bösen Worten. Nicht umdrehen. Nur auf und davon durch das Gestänge der Beine. Und endlich die Brüstung, an der ich mich heraufzog. Ein Ertrinkender, der das Ufer erreichte. Dann eine Hand, ein Griff, der meinen Nacken schüttelte; ich fuhr herum, ein Gesicht, das über und über gerötet war, das platzen wollte, ein Mund, der geiferte, die Zähne bleckte, eine heiße Stirn, die sich an meine drückte, bis sie plötzlich kühl zu werden schien und der Mann – die Wangen schon wächsern und fahl – sich wendete und zurücktauchte in die Menge, dem Kind über den Kopf strich, jetzt, wo die Wut sich aufgezehrt hatte und der Erschöpfung wich.

Ich lehnte mich gegen die Brüstung, atmete durch. Mein Augenlid flatterte, und der Nacken schmerzte, in meinem Ohr ein Stimmengewirr, kehlig und dringend, Beschwörungen in Pidgin-Englisch. Afrikaner, die zwei, drei Schritte von mir entfernt auf dem Boden hockten und Schmuck, Ethno-Tand, verhökerten und Gürtel mit ausladenden Schnallen ausgelegt hatten, die kein Mensch brauchte, aber ein jeder blieb stehen, überlegte, prüfte, schaute den Burschen ins Gesicht, ob sie auch mager und bedürftig genug erschienen in ihren flirrenden Djellabas. Ich hatte mich wieder im Griff. Ein Saxophon greinte. Jemand rief seine halbwüchsigen Kinder bei Fuß. Junge Liebespaare schoben vorbei – Pennäler auf Klassenfahrt, mit glasigem Blick und von einer Aura aus Ernst umgeben, die alle Unerfahrenen ziert, die sich zum ersten Mal in der Welt probieren. Kinder zappelten an ausgestreckten Armen. Warfen sich zu Boden. Schmierten Schokoladengebäck an

Rockzipfel und Hosenbeine. Ich machte kehrt. Noch einmal Schulter an Schulter, noch einmal Fuß an Fuß. Bis zur Via dei Gucciadini, bis zur Via Romana. Auf der Schattenseite der Straßen war es kühl. Radios plärrten in den Wohnungen, und Fernsehbilder sprangen von Tisch zu Tisch. Es roch nach Brokkoli und Lauchsuppe.